

Da scheiden sich die Geister : Besuch im Museum der Kulturen in Basel von Herzog & de Meuron

Autor(en): **Baetcke, Friederike**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design**

Band (Jahr): **24 (2011)**

Heft 11

PDF erstellt am: **26.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-287172>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DA SCHEIDEN SICH DIE GEISTER

Das neue Museum der Kulturen in Basel

Ist umstritten: Herzog & de Meuron rechneten mit Sinnlichkeit – nun kommt die Ausstellung spröde daher. Ein Missverständnis?

Fotos: Friederike Baetcke

Es könnte so schön sein: Eine Sammlung von Weltrang trifft auf Architekten von Weltrang. Stattdessen Misstöne. Seit das «Museum der Kulturen» seine von Herzog & de Meuron umgebauten und erweiterten Räume öffnete, ebbt die Kontroverse nicht ab. Die einen finden die Eröffnungsausstellung mutig und eigensinnig, die anderen hilflos und öde. Ein Ethnologe und Schriftsteller sowie ein Architekturkritiker beurteilen Ausstellung und Gebäude.

MUSEUM OHNE KULTUREN

Text: David Signer

Wer exotische Masken, Speere, Fetischfiguren und Baströcke erwartet, in Vitrinen nach Regionen und Ethnien geordnet, der ist hier fehl am Platz. Die Eröffnungsschau hat kaum noch etwas mit einem klassischen Völkerkundemuseum zu tun. «Verstellte Räume und verloren wirkende Objekte», titelte die Basler Zeitung, «Schwierige Ausstellungsstrategien in akkurater Hülle», hiess es in der NZZ. Erntet das Gebäude mehrheitlich Lob, so sorgt das Ausstellungskonzept von Anna Schmid bei vielen für Verwirrung. Auf eine Dauerausstellung mit den Highlights der reichhaltigen, international bewunderten Sammlung hat die Direktorin verzichtet, stattdessen zeigt sie drei Sonderausstellungen: Eine über Chinatowns, eine über die Pekingoper und eine mit dem Titel «EigenSinn – Inspirierende Aspekte der Ethnologie». Hier sind ganz unterschiedliche Objekte um die Kernbegriffe Handlungsfähigkeit, Wissen, Inszenierung und Raum herumgruppiert. Zum Stichwort Handlungsfähigkeit finden sich beispielsweise eine Fasnachtslaterne, ein Palästinensertuch, ein Mahatma-Ghandi-Spinnrad, eine Nagelfigur aus Kongo und diverse Brillen. Offensichtlich möchte Anna Schmid mit überkommenen, klischeehaften Vorstellungen über «die Eingeborenen» aufräumen und stattdessen unseren Blick auf das nicht eindeutige, sondern komplexe Zusammenspiel zwischen Eigenem und Anderem in einer globalisierten Zeit richten. Chinatowns sind insofern ein gutes Beispiel für solche aktuellen kulturellen Phänomene, da sie sich nur scheinbar durch klare nationale, ethnische oder territoriale Grenzen identifizieren lassen. Solche Herangehensweisen sind Common Sense in der heutigen Ethnologie, die paradoxerweise seit einiger Zeit intensiv Begriffe wie «Eth-

nie» oder «Kultur» in Frage stellt. Allerdings ist das noch nicht in den Museen angekommen, die mit ihren Anordnungen häufig suggerieren, die aussereuropäische Welt sei immer noch nach Stämmen strukturiert.

NICHT ZUSAMMENGEFUNDEN Man könnte meinen, mit Anna Schmid und Herzog & de Meuron hätten innovativ denkende, kreative Köpfe kongenial zusammengefunden. Dem ist nicht so. Jacques Herzog macht keinen Hehl daraus, dass er unzufrieden ist. Beim Rundgang am Eröffnungstag kritisierte er neben der «politischen Korrektheit» des Ausstellungskonzepts vor allem den hilflosen Umgang mit «seinen» Räumen: Bilder hängen an Stellwänden, statt an den weissen Museumswänden dahinter, unregelmässig geformte Sockel nehmen viel Raum, zeigen aber wenig Exponate und gebogene Leuchtwände mit dekorierenden Farbstreifen werden weder dem Treppenhaus, in dem sie stehen, gerecht, noch den Objekten, die davor schweben.

Anna Schmid erklärt, genau aus Respekt vor der Architektur sei man von den Wänden abgerückt. Auch die minimalistische Ausstellungspraxis sieht sie als Ehrbezeugung vor dem Gebäude. Hingegen irritiert die Direktorin der hängende Garten beim Eingang, insbesondere auch, weil Jacques Herzog selbst «Naturvölker» damit assoziiert. «Das Museum der Kulturen» als Ort der Wildnis, des Dschungels, des undurchdringlichen Archaischen und Primitiven – das steht ihrer Auffassung einer modernen Ethnologie diametral entgegen. «Für mich ist das traditionsreiche Museum in der Basler Innenstadt ganz klar ein urbaner Ort, der nicht durch Begrünung «romantisert» werden muss», meint sie im Gespräch. Andererseits sollte man die Bepflanzung vielleicht auch nicht überinterpretieren. Sogar wenn der Architekt selbst damit etwas antiquierte Vorstellungen über fremde Völker verbindet, muss das ja nicht auch für den Besucher gelten, der vielleicht einfach Freude am unerwarteten, hängenden Garten hat.

Es ist natürlich immer die Frage, ob es legitim ist, dass Architekten nach Fertigstellung eines Baus versuchen, Einfluss auf dessen Einrichtung und Nutzung zu nehmen – selbst wenn es sich um Grössen wie Herzog & de Meuron handelt. Beim Museum der Kulturen sind sie freilich mit ihrer Kritik nicht allein.

UNTERSCHIEDLICHE ERWARTUNGEN Es ist schwierig, alle Erwartungen zu befriedigen. Während manche Besucherinnen und Besucher das viele Weiss in der Ausstellung kritisieren und lieber eine opulente Schau gesehen hätten, die aus dem Vollen der Sammlung schöpft, bemängeln andere umgekehrt. Die Räume seien so verstellt, dass die schönen, offenen Säle gar nicht mehr zur Geltung kämen.

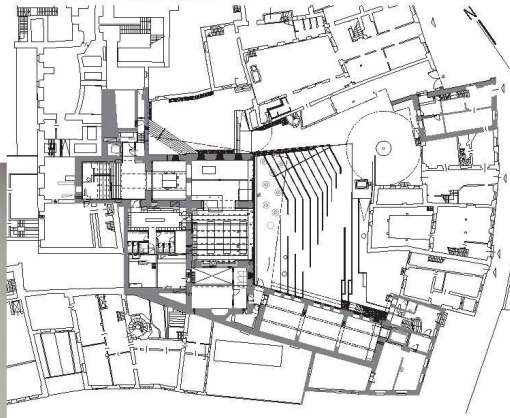
Blättert man im Gästebuch, stösst man auf Besucher, die den «EigenSinn»-Teil als willkürliches Durcheinander empfinden, während für andere die gelegentlich hoch gestochenen, jargonlastigen Erklärungen allzu didaktisch daherkommen. Manchmal wünschte man sich weniger kühle Ästhetik und mehr Sachinformation. Wenn ein ganzer Raum mit grossformatigen Bildern von symbolgeladenen Gesten aus der Pekingoper gefüllt ist, so möchte man gerne wissen, was denn diese Handstellungen nun bedeuten. Und die Vitrinen im obersten Stock mit all den Kostümen und Requisiten wirken – gemessen am vollmundigen, «dekonstruktiven» Ansatz der Direktorin – wiederum konventionell. Wenn schon Moderne, dann hätte man mehr sozialen und politischen Kontext und kritisch-distanziertere Fragen erwartet, zum Beispiel: «Ist die Pekingoper heute lediglich propagandistischer Kitsch?» Solche Zugänge sind nicht leicht zu visualisieren, aber es ist auffällig, wie beliebt der Dokumentarfilm über die Pekingoper-Proben am Ende der Ausstellung ist. Immer wieder warnt Anna Schmid im Gespräch davor, einem Museumsbesucher die Illusion zu vermitteln, er wisse nun, wie die Menschen an einem bestimmten Ort lebten. Aber man sollte das Publikum nicht unterschätzen. Dieser 12-minütige Film evoziert eine Lebenswelt, macht sie sicht- und nachfühlbar, auf eine vielschichtige, unterhaltsame und sinnliche Art. Und doch ist den Zuschauern klar, dass sie nun nicht «China», ja nicht einmal «die Pekingoper» gesehen oder verstanden hätten. Gelegentlich hat man den Eindruck, dass sich Anna Schmid – darauf bedacht, keine Vorurteile und simplen Zuordnungen zu befördern – fürchtet vor dieser schlichten Lust, in andere Welten einzutauchen.

Das gibt der Schau einen spartanischen, puritanischen Anstrich, der durchaus zu den hellen, weiten Räumen passt. Aber allen intellektuellen, aufklärerischen Ambitionen zum Trotz dürfte dem Publikum das berühmte, über zehn Meter hohe »

>Nicht bloss zeigen, Fragen aufwerfen will die Ausstellung.



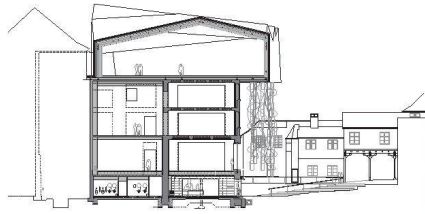
∨ Grundriss Eingangsgeschoss



∨ Ein chinesischer Drache, made in Basel.



> Die zweigeschossige Halle.



^ Schnitt

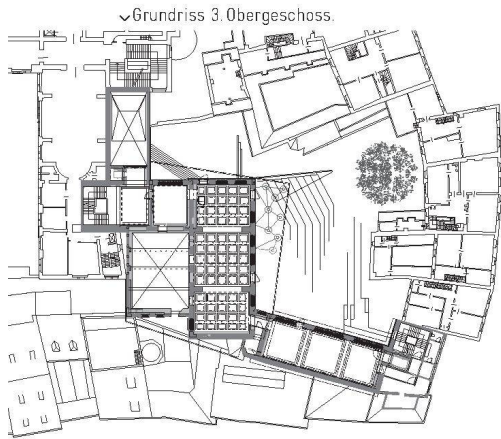
^ Eher Symbol als Objekt: schwebende Stabkarte vor Leuchtwand.



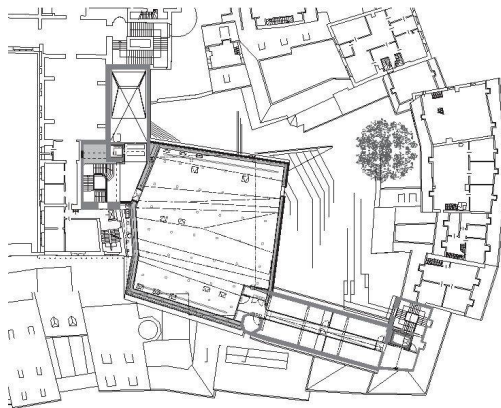
> Wenige Objekte, viel minimalistische Szenografie.



^ Einer der sieben «hängenden Gärten» über dem Eingang.



▽Grundriss 3. Obergeschoss.



^Grundriss Dachgeschoss.

▽Blick vom Münstersturm.



» Kulthaus der Abelam aus Papua-Neuguinea am meisten Eindruck machen. Da man es – dank eines neuen Vorbaus beim Lift – nun von allen Etagen her aus der Nähe bewundern kann, wirkt es noch imposanter. Bemerkenswert ist, dass die Behausung, die so archaisch und urtümlich wirkt und stereotype Erwartungen bestens bedient, ein «Neubau» ist. Das «Hochhaus» wurde 1980 und erst noch im Basler Auftrag gebaut.

Dies in der Beschriftung kurz zu erwähnen, wäre in bestem Sinne aufklärerisch und würde mehr zum Abbau von exotischen Projektionen beitragen als manche der hoch gestochenen Erklärungen in den Begleitbroschüren oder als der in der Schweiz hergestellte Papierdrache, der den einzigen zweigeschossigen Raum in Beschlag nimmt, aber uns wenig über China beibringt, ausser dass der Drache zum Symbol des «Gelben Riesen» geworden ist. Muss man – insbesondere in einer Ausstellung, die sich der Relativierung von fixen Zuordnungen verschrieben hat – diesen Allgemeinplatz grossräumig wiederholen und damit zementieren?

BLICK NACH PARIS Das «Museum der Kulturen» ist das grösste ethnologische Museum der Schweiz. Aber wer hoffte, es würde ein Musée du Quai Branly en miniature, ist enttäuscht. Der vor fünf Jahren eröffnete Pariser Prachtbau von Jean Nouvel präsentiert viele mystisch beleuchtete Objekte fremder Völker – übrigens hinter üppig bewachsenen Fassaden. Anna Schmid hält nichts von «Völkerschauen». Denn sie mögen sich technisch noch so modern geben – sie bleiben einem kolonialen Blick verhaftet. Viele Besucher sind darob enttäuscht. Trotz aller Kritik freut sich die Direktorin über die Kontroverse: «Immerhin geraten damit ethnologische Fragen, deren Relevanz weit über Akademie und Museum hinausgeht, in den Fokus der Öffentlichkeit.» Schmid unterläuft gerne Erwartungen, stellt in Frage und lässt sich selbst in Frage stellen. Genau dies ist für sie eine Aufgabe eines zeitgemässen Museums der Kulturen. David Signer ist Ethnologe, Journalist und Schriftsteller. Zuletzt erschien von ihm der Roman «Die nackten Inseln».

TATE BASEL

Text: Axel Simon

Man sieht es vom Münstersturm, vom Lohnhof am anderen Ende der Altstadt, man sieht es auch, wenn man vor dem «Unternehmen Mitte» einen Kaffee trinkt, nur vom Münsterplatz durfte man es laut Dekret der Denkmalpflege auf keinen Fall sehen: das Dach des Museum der Kulturen in Basel. So passten die Architekten den riesigen schwarzgrünen Dachhut haarscharf in den kleinen Hof vor dem Museum ein.

Hinauf und hinunter zuckt die Dachkante und auch beim Verlauf der fünf Firste fehlt jede Ordnung. Es ist paradox: Ausgerechnet vom Dach des alles überragenden, protestantischen Müns-

ters hat das neue Dach die Idee seines glamourös schillernden Kleides. Die sechseckigen Keramikpailletten – mal flach, mal sich kristallin ein- und ausstülpend – brechen das Licht, wie die glasierten Biberschwanzziegel des Münsterdachs. Kleinteilig suchen die Dachflächen die Nähe zum sie umwogenden Dächermeer.

1917 bauten Vischer & Söhne einen L-förmigen Anbau in das Museumsgeviert, der als Domizil der ethnografischen Sammlungen dient. Herzog & de Meuron hatten nun zwei Aufgaben: mit einer Erweiterung die Raumnot des Museums zu mindern und diesem mit einem eigenen Eingang zum Platz einen Auftritt zu verschaffen. Denn bis anhin betrat man das Haus über das Naturhistorische Museum im klassizistischen Prachtbau von Melchior Berri an der Augustinergasse.

DIE GRÜNE OASE Der Schürhof war bisher nicht öffentlich zugänglich. Ihn prägen mittelalterliche Fachwerkwände, Erker und Balkone, Treppchen und Mäuerchen, Spalier- und Kletterpflanzen – eine grüne Oase. Zwei mächtige Bäume mussten der Baustelle weichen. Die meisten der Fenster des für den Hof zu grossen Vischerbaus mauerte man zu, vereinzelt öffnete man bis auf Bodenhöhe. Der Hof wurde zur klinkerbelegten Rampe, die sich auf Kellerniveau absenkt, wo der Gast das verglaste, niedrige Untergeschoss betritt. Zwar würde man dem trutzigen Altbau noch zutrauen, das neue Dachgebirge zu tragen, doch fehlt ihm nun buchstäblich der Boden unter seinem Sockel – eine Anmassung, genau wie das Dachvolumen. H & deM präsentieren sich wieder einmal als Brecher aller Regeln, aber auch, beim Einbetten ihrer baulichen Unverschämtheiten, als Meister des Atmosphärischen. So erfanden sie Pflanzenzöpfe, die unter der weiten Auskragung des Daches hängen – miteinander verbundene, flache Kästen, aus denen, automatisch bewässert, ein Pflanzenmix quillt. Einmal pro Woche drehen sie sich, um auf allen Seiten gut zu wachsen. Ausserdem werden neu gesetzte Kletterpflanzen die alten Fassaden langsam wieder mit einem grünen Pelz bedecken. Bald soll dieser Ort, jetzt öffentliches Foyer des Museums, wieder so verwunschen wirken wie vorher.

Im Innern geht die atmosphärische Massarbeit weiter. Der Eingangsachse folgend gelangt man in der Tiefe des Hauses zur Haupttreppe. Vorher begann sie ein Geschoss höher, die Architekten verlängerten sie nach unten, «klonten» dabei die Stufen und Wangen aus gestocktem Beton, vereinfachten das Eisengeländer, lassen den unteren Treppenlauf aber irritierend die gesamte Treppenhausbreite füllen. Der Rest ist Ertüchtigung: Die neoklassizistischen Kassetendecken leuchten wieder weiss und die aufwendig erneuerte Haustechnik fällt nicht unangenehm auf. Türdurchgänge und Fensteröffnungen sind profillos in die Mauer geschnitten. Man schreitet auf hellem Industriegussboden, der gewünschte raue Holzboden fiel, wie einiges andere, einer »

» späten Sparrunde zum Opfer – insgesamt weht nun ein loftiger Wind durch das solide Haus, Fussleisten sucht man vergeblich. Das Entfernen einer Decke, um eine zweigeschossige Halle einzufügen, ist der grösste Eingriff in den Altbau. Die schaut mit einem hohen Fensterschlitz auf die Dächer des Altstadthangs hinunter und gewährt der oberen Etage über mehrere Öffnungen Einblick. Am Ende: die grosse Wechselausstellungshalle im Dachgeschoss. Ihre 600 Quadratmeter überspannt eine mit weissem Gips verkleidete Stahlstruktur. Das Licht ist künstlich, die Täler des Dachgebirges hängen tief im Raum. Gegenüber vom Eingang fokussiert das einzige Fenster die Türme des Münsters.

Von dort, eine halbe Stunde später, der Blick zurück. Das neue Dach – was ist es? Von Weitem: ein Partygirl im Kloster, von Nahem: ein Punk. Trotz sondergefertigter Kacheln sind die Details ungeschönt. Die Dachflächen überlappen sich gegenseitig, unten fransen sie aus. Das Dach ist obszön, will es sein. Natürlich hätte man sich auch eine zurückhaltendere Kopfbedeckung für das fast hundertjährige Haus vorstellen können. Doch so arbeiten Herzog & de Meuron nicht. Sie gingen die Aufgabe offensiv an, an einem der sensibelsten Orte der Stadt ein Museum massiv zu erweitern und ihm Eingang und Identität zu geben. Sie lösten das Dilemma auf ihre Weise. Und schenkten Basel einen eigensinnigen Ort.

MUSEUM DER KULTUREN, SANIERUNG UND ERWEITERUNG, 2010

Münsterplatz 20, Basel

> Bauherrschaft: Stiftung Museum der Kulturen, Basel und Kanton Basel-Stadt, c/o Hochbau- und Planungsamt, Basel

> Architektur Planung: Herzog & de Meuron, Basel; Jacques Herzog, Pierre de Meuron, Christine Binswanger

> Projektarchitekten H&deM: Martin Fröhlich, Mark Bähr, Michael Bär (2008–2010), Jürgen Johner, Ines Huber (2001–2004)

> Architektur Ausführung: Proplaning AG Architekten, Basel

> Auftragsart: Direktauftrag

> Generalplanung: ARGE GP MKB, Basel

> Ausführungsplanung und Bauleitung: Proplaning, Basel

> Tragwerksplanung: ZPF Ingenieure, Basel

> Gesamtkosten (BKP 1–9): CHF 15,3 Mio.

CHRONOLOGIE

> 1999 Die Planung eines unterirdischen Sonderausstellungsraums von Miller & Maranta im Hof des Berri-Baus scheitert.

> 2001 Ein anonymer Spender gibt 500 000 Franken für das Vorprojekt einer grossen Ausstellungshalle. Bedingung war die Planung durch ein renommiertes Architekturbüro.

> 2002 Die kantonale Denkmalpflege unterstützt das Erweiterungsprojekt von H & deM unter der Bedingung, dass es vom Münsterplatz und den nahen Hauptgassen aus nicht sichtbar ist.

> 2004–2006 werden 46 Einsprachen abgewiesen. Gegen die erteilte Baubewilligung erheben die Freiwillige Baster Denkmalpflege und der Baster Heimatschutz Rekurs und gehen anschliessend den

Rechtsweg bis vors Bundesgericht. Sie scheiterten und die Baubewilligung wird rechtsgültig.

> 2008 Anna Schmid löst Clara Wilpert als Museumsdirektorin ab.

> 2009 Baubeginn im Januar. Im September zeigt eine Visualisierung, dass das neue Dach vom Platz aus sichtbar wäre. Die bereits fertige Stahlkonstruktion muss angepasst werden und die Fertigstellung verschiebt sich um vier Monate.

> 2011 Im September eröffnet das Haus mit drei Sonderausstellungen.

ORTSTERMIN IN BASEL

Hochparterre und die Aufzugfirma Emch laden zum Ortstermin ein.

> Datum: 18. November 2011, 16.15 Uhr

> Treffpunkt: Museum der Kulturen, Münsterplatz 20, Basel

> Führung: Christine Binswanger (Herzog & de Meuron), und Gaby Fierz (Museum der Kulturen)

> Leitung: Axel Simon, Hochparterre

Beim anschliessenden Apéro gibt es Zeit für Austausch und Diskussion. Die Teilnahme ist kostenlos.

> Anmeldung: www.hochparterre.ch/ortstermin

Publireportage

Wohlfühlprogramm für Kleider

Die SensaLine-Waschmaschinen und -Trockner aus dem Swisssline-Angebot von Electrolux sind besonders schonend und daher auch für anspruchsvollste Gewebe geeignet.



Wellness für das Abendkleid, den Wollpullover oder den Teddybären: Die neuen SensaLine-Waschmaschinen verfügen über eine Schontrummel mit besonders vielen, sehr feinen Löchern, die für einen «Jacuzzi-Effekt» sorgen. Die Kleider werden gleichmässig nass, und das Waschmittel verteilt sich rasch. Für Kleidungsstücke, die nicht unbedingt gewaschen werden müssen, hat Electrolux eine sanfte Auffrischfunktion mit Dampf zum Entknittern und zur Neutralisation von Gerüchen integriert. Die SensaLine-Trockner stehen den Waschmaschinen in nichts nach, dank tiefen Temperaturen sind auch sie

für anspruchsvollste Gewebe geeignet. Die Bedienung der SensaLine-Geräte ist dabei einfach und bequem, denn diese denken mit. So messen beispielsweise die Waschmaschinen automatisch das Wäschegewicht, passen die Dauer des Programms entsprechend an und zeigen sie, ebenso wie die optimale Waschmitteldosierung, bereits vor dem Start auf dem Display an. Kleidungsstücke werden geschont, und gleichzeitig wird Energie eingespart. Als erster Hersteller übertrifft Electrolux mit den SensaLine-Waschmaschinen die Anforderungen der höchsten Energieeffizienzklasse A+++ um 20 Prozent.

Thinking of you
